



KIRCHGEMEINDE  
BASEL WEST

# WER WEISS?

Predigt über Matthäus 13, 24-30



gehalten in der Peterskirche  
am Altjahresabend, 31. Dezember 2021

Pfr.Dr. Benedict Schubert  
Peterskirchplatz 8  
4051 Basel  
T 061 281 11 84  
[benedict.schubert@erk-bs.ch](mailto:benedict.schubert@erk-bs.ch)  
[www.erk-bs.ch/kg/baselwest](http://www.erk-bs.ch/kg/baselwest)



**MATTHÄUS 13:** <sup>24</sup>Er legte ihnen ein anderes Gleichnis vor und sprach: Das Himmelreich gleicht einem Menschen, der guten Samen auf seinen Acker säte. <sup>25</sup>Als aber die Leute schliefen, kam sein Feind und säte Unkraut zwischen den Weizen und ging davon. <sup>26</sup>Als nun die Halme wuchsen und Frucht brachten, da fand sich auch das Unkraut.

<sup>27</sup>Da traten die Knechte des Hausherrn hinzu und sprachen zu ihm: Herr, hast du nicht guten Samen auf deinen Acker gesät? Woher hat er denn das Unkraut? <sup>28</sup>Er sprach zu ihnen: Das hat ein Feind getan. Da sprachen die Knechte: Willst du also, dass wir hingehen und es ausjäten? <sup>29</sup>Er sprach: Nein, auf dass ihr nicht zugleich den Weizen mit ausrauft, wenn ihr das Unkraut ausjätet. <sup>30</sup>Lasst beides miteinander wachsen bis zur Ernte; und um die Erntezeit will ich zu den Schnittern sagen: Sammelt zuerst das Unkraut und bindet es in Bündel, damit man es verbrenne; aber den Weizen sammelt in meine Scheune.

Liebe Gemeinde, liebe Schwestern und Brüder,

als ich sah, dass das Gleichnis vom Unkraut im Weizen am Ende dieses seltsamen Jahres ausgelegt werden soll, kam mir als erste Assoziation eine Geschichte in den Sinn. Ich hatte eine diffuse Erinnerung daran; ich hätte sie mir als eine der Kalendergeschichten von Johann Peter Hebel vorstellen können. Bei allem Herumstöbern fand ich sie indessen in den Schubladen meines Hirns nicht wieder, sondern erst im Netz, und zwar als chinesische Geschichte:

Sie handelt von einem Bauern in einem armen Dorf. Er galt als reich, weil er ein Pferd besass, das er zum Pflügen und Ziehen und Reiten brauchen konnte, überhaupt für Tätigkeiten, bei denen Pferde sich hilfreich einsetzen lassen – was er auch gerne tat für sich und für seine Nachbarinnen und Nachbarn.

Eines Morgens jedoch war sein Pferd verschwunden. Als die Nachbarn davon hörten, eilten sie herbei und lamentierten: «Du Armer, was für ein Unglück!» Er jedoch meinte bloss: «Vielleicht. Wir werden ja sehen.»

Einige Tage später kam das Pferd wieder – und es brachte drei Wildpferde mit, die der Bauer nun ebenfalls in Koppel und Stall einschloss. Die Nachbarn kamen, staunten und fanden: «Du Glückspilz, was für ein Geschenk!» Er jedoch meinte bloss: «Vielleicht. Wir werden ja sehen.»

Am nächsten Tag wollte der Sohn eines der Wildpferde zureiten. Doch das Pferd warf ihn ab, der Bursche brach sich beide Beine. Die Nachbarn hörten davon, kamen voller Mitleid und sagten zum Vater: ««Du Armer, was für ein Unglück!» Er jedoch meinte bloss: «Vielleicht. Wir werden ja sehen.»

Gegen Ende der Woche kam ein Trupp Soldaten des Kaisers ins Dorf, um alle jungen Männer für den Kriegsdienst zu rekrutieren. Den Sohn des Bauern mit seinen gebrochenen Beinen verschonten sie.

Ihr könnt Euch vorstellen, wie die Nachbarn das kommentierten, und welches die Reaktion unseres weisen chinesischen Bauern war.

Nun, ich werde auf diese Geschichte zurückkommen. Zunächst aber will ich mich dem Gleichnis zuwenden. Jesus setzt einmal mehr bei einer Erfahrung an, die alle gut kennen, die ihm zuhören. In einem Weizenfeld wächst Unkraut – und zwar das Unkraut mit dem schönen Namen «Taumelloch». Dieser, habe ich mich belehren lassen, ist im ganzen Orient verbreitet und gilt oft als Entartung oder verhexte Form des Weizens. Die beiden lassen sich aber offenbar aufgrund der Breite der Blätter gut unterscheiden. Giftig ist der Lolch wegen eines Pilzes, von dem er oft befallen wird.

Die sinnvolle und übliche Reaktion von Bauern ist, den Lolch auszujäten. Das ist auch, was die Knechte unseres Bauern vorschlagen. Dieser jedoch lehnt ab – und das ist bloss eine der erstaunlichen Wendungen in unserem Gleichnis.

Die erste kommt schon gleich zu Beginn. Der Bauer sät seinen Samen aus, und Jesus betont extra, es sei *guter Same*. Dann legt der Bauer sich schlafen wie der Kollege in einem anderen Gleichnis: Er *schläft und steht auf, Nacht und Tag; und der Same geht auf und wächst – er weiss nicht wie* (Mk 4,27).

Leider hat unser Bauer keine ungestörte Nacht und keine Ernte, die ihm als Gnade zuteilwird. Er hat einen bösen Feind, der zwar nicht, wie das sonst unter Streithähnen offenbar, dem Nachbarn das Feld abbrannte oder später das reife Getreide abschnitt. Der Böse sät Taumellochsamens dazwischen. Das



klings sehr konstruiert; auch ein Bauer mit sehr schlechtem Charakter wird kaum extra solches Saatgut in ausreichender Menge sammeln.

Jesus geht es natürlich nicht um agronomische Realitätsnähe. Die ihm zuhören, wissen, dass er nicht Landwirtschaftsberater ist, sondern uns im Leben in Gottes Nähe unterrichtet. Sie werden sich nicht lange über diese eigentümliche Landwirtschaft gewundert haben, zumal viele Elemente des Gleichnisses ihnen als Metaphern bekannt waren. Jesus war nicht der erste, der vom Satan, vom Widersacher Gottes, einfach als vom *Feind* sprach. Weizen und Unkraut kam in jüdischen Gleichnissen durchaus vor für das Gegenüber des Volkes Israel und der anderen Völker. Die Ernte als Bild für das Gericht war bekannt, auch das *Ausreissen*, *Ausjäten* und *im Feuer verbrannt Werden* für das, was mit denen geschehen soll, die im Gericht nicht bestehen.

Es geht also in unserem Gleichnis darum, dass das Gericht noch nicht jetzt vollzogen werden soll, sondern am Ende der Zeiten. Genauso wird Jesus es für die, die mit ihm zogen, ein paar Verse weiter unten (13, 36-43) auslegen. Ihr könnt das später nachlesen, ich habe es auf dem Gottesdienstblatt abgedruckt. Doch was sollen wir damit anfangen, am Ende dieses und vor dem Beginn des nächsten Jahres?

Worauf ich hinauswill, habe ich mit der chinesischen Geschichte schon verraten – aber zuerst, denke ich, sollte ich noch etwas zur Aussicht auf das Jüngste Gericht sagen. Im Apostolischen Glaubensbekenntnis (RG 263) heisst es vom zum Himmel aufgefahrenen Christus: *von dort wird er kommen zu richten die Lebenden und die Toten*. Wer von Euch verbindet das mit der Vorstellung, dass am Ende eine grosse Abrechnung kommt, bei der scheinbar keine Rolle mehr spielt, was wir aus dem Evangelium über Gnade, Vergebung, Umkehr, Neuanfang gelesen und gelernt haben? Müssen wir damit rechnen, dass die in Ewigkeit verdammt und verloren sind, die es hier nicht auf den rechten Weg schaffen?

Es gibt einen beeindruckenden Strom der Verkündigung, die genau das behauptet. Es gab und gibt Zeiten und Gemeinschaften, in denen eine solche Rede vom Jüngsten Gericht gang und gäbe ist; sie wird als Instrument der Evangelisation und der Disziplinierung verwendet. Es gibt biblische Texte, die das durchaus nahelegen. Aber ist es wahr? Worauf dürfen wir hoffen, wovor müssen wir uns fürchten?

Diese Silvesterpredigt halte ich nicht für den Ort, eine ausführliche Gerichtstheologie zu entfalten. Ich habe Euch deshalb als Lesung den Abschnitt aus dem 1. Korintherbrief (3, 9-15) vorgelegt, der mir wegweisend scheint. Hier gelingt es Paulus, meine ich, Gericht und Gnade zusammen zu denken. Er betont – und das bleibt unaufgebbar – dass vor Gott nicht alles gleichgültig ist. Gott ist kein blindes Schicksal; denn Gott ist Liebe. Was wir denken, sagen, tun und lassen, hat seinen je eigenen Wert. Und Bestand hat nur, was aus der Liebe kommt, von der Liebe geprägt ist – alles andere muss vergehen. Es darf nicht sein, dass diejenigen, die in ihrem Leben dem Tod und dem Unrecht, dem Unfrieden und der Lieblosigkeit gedient haben, einfach so davonkommen. Was sie taten, was wir taten, muss um der Gerechtigkeit willen noch einmal angeschaut werden, muss gerichtet, zurechtgebracht sein.

Paulus allerdings unterscheidet zwischen den Taten und denen, die sie getan haben. *Wird aber jemandes Werk verbrennen, so wird er Schaden leiden; er selbst aber wird gerettet werden, doch so wie durchs Feuer hindurch* (1. Kor 3,15). So kann der Apostel die Gnade im Gericht erkennen und daran festhalten, dass es der aus Liebe Gekreuzigte ist, der auf dem Richterthron sitzt: Wir bleiben nicht an das gekettet und gebunden, was wir taten.

Ob manche Menschen sich selbst so sehr an das hängen, was sie waren und taten, und dann lieber mit ihren Werken vergehen, als zu leben, wenn auch *wie durchs Feuer hindurch*, ist eine Frage, die ich gerne Gott überlasse. Ich sehe keine Notwendigkeit, mir die Hölle dicht bevölkert vorzustellen, sondern vertraue darauf, dass Gottes Gnade und Liebe am Ende unwiderstehlich sind.

Das muss für heute als Kommentar zum Jüngsten Gericht genügen, schliesslich habt Ihr das Recht darauf zu wissen, ob das Gleichnis für uns zum Jahreswechsel Bedeutung hat, und falls ja, welche.

Ich lese das Gleichnis vom Unkraut unter dem Weizen als ein Zuspruch, der uns entlastet, Druck wegnimmt. Das tue ich, weil ich es in folgenden Zusammenhang stelle:

Zu den Prinzipien, die Jesus – so wie er mir in den Evangelien entgegenkommt – streng hochhält, gehört das Verbot zu richten. In der Bergpredigt, der ersten grossen Rede von Jesus im Matthäusevangelium,



sagt Jesus ausdrücklich: *Richtet nicht, damit ihr nicht gerichtet werdet. Denn wie ihr richtet, werdet ihr gerichtet werden; und mit welchem Mass ihr messt, wird euch zugemessen werden. Was siehst du den Splitter in deines Bruders Auge und nimmst nicht wahr den Balken in deinem Auge (7, 1-3)?*

Diese Warnung, unser Gleichnis und die chinesische Geschichte gehören zusammen: Wir sind darauf angewiesen, die Welt in ihrer Widersprüchlichkeit und Vielfalt irgendwie zu ordnen, damit wir uns darin zurechtfinden. Seit Adam und Eva von jener Frucht assen, müssen wir zwischen Gut und Böse unterscheiden, und wir meinen, wir könnten es auch. Wenn Zeiten so besonders verwirrend und verunsichernd sind wie dieses vergangene Jahr und sicher der Anfang des Neuen, dann nimmt das Bedürfnis zu, klare Scheidungen vorzunehmen zwischen dem, was und wer gut und richtig, und dem und denen, die falsch und böse sind. Wir meinen, wir gewöhnen auf diese Weise Sicherheit. Tatsächlich jedoch werden wir immer ängstlicher und engherziger. Und so sind im vergangenen Jahr nicht wenige Beziehungen enorm unter Druck geraten oder gar zerbrochen.

Mit seinem Gleichnis stellt Jesus klar: Die Unterscheidung zwischen Weizen und Taumellolch ist nicht gleichgültig. Es gibt Dinge, Erfahrungen, Menschen, die uns stärken, die uns nähren, die uns erfüllen – und es gibt Zustände, Handlungen, Menschen, die Gift sind für uns. Sie machen uns Bauchweh. Wir werden ohnmächtig oder fangen an zu halluzinieren. Nein: nicht alle und alles tut uns und der Gemeinschaft gut.

Doch so wichtig und richtig diese Unterscheidung ist – wenn wir jetzt in unserem Eifer, klare, saubere Verhältnisse zu schaffen, anfangen auszumerzen, was wir als Unkraut identifizieren, gehen wir das Risiko ein, dass wir auch zerstören, was uns eigentlich guttäte.

Die Neigung, schnelle Urteile zu fällen, wird – das sei noch angemerkt – in problematischer Weise genährt durch die ständige Aufforderung im Internet, bei allem eine Wertung abzugeben, mit dem hochgereckten Daumen etwas oder jemanden zu «likern» oder den Daumen anzuklicken, der nach unten zeigt und damit einer Sache, einem Musikstück, einem Buch, einer Meinung faktisch das Recht abspricht zu sein; denn diesen Daumen übernehmen wir vom römischen Kaiser, der damit Gladiatoren zum Tod verurteilte.

Nein, das Gleichnis plädiert ausgesprochen nicht für eine gefühllose Gleichgültigkeit. Wohl aber fordert Jesus diejenigen zum Warten auf, die auf ihn hören. Sie sollen darauf verzichten, schon auszureissen und zu verbrennen, was ihnen schädlich scheint. Sie sollen diese Urteile Gott selbst überlassen.

Das ist entlastend. Denn damit gebe ich mir, gibt Gott uns die Zeit zu prüfen, ob etwas wirklich so schlecht ist, wie wir im ersten Moment meinen. Muss jemand wirklich gemieden werden, müssen wir sie ausschliessen aus der Gemeinschaft? Jesus pflegte bekanntlich Umgang mit solchen, die zu seiner Zeit als Sünderinnen und Sünder galten, mit Zöllnern und Aussätzigen, mit Heiden und Huren. Und jedes Mal führte das zum Wunder der Begegnung, der Öffnung, der Heilung.

Und damit kehre ich zur chinesischen Geschichte zurück, die ich Euch mit dem Gleichnis vorgelegt habe. Die Parallele zwischen beiden liegt darin, dass das Urteil aufgeschoben wird. Eine Sache und ein Mensch werden nicht sofort in einer Schublade versorgt. Wir lassen ihr, ihm, uns Zeit, weil wir vorläufig eine zu beschränkte Perspektive haben. Wir haben noch keinen Überblick, wir können oft noch nicht erkennen, wie eine Erfahrung, eine Begegnung, eine Zumutung in ein gutes Ganzes einzuordnen ist. Bekanntlich werden wir erst dann einmal nichts mehr zu fragen haben.

Bis dann – das ist die Ermutigung, die ich aus unserem Gleichnis heraushöre – können wir viel mehr, als wir dachten, auf Urteile verzichten. Wir müssen nicht werten, sondern warten. Das verlangt nach einer gewissen Bescheidenheit und nach neugieriger Offenheit, nach dieser Art von «Gwunder», die bereit ist sich überraschen zu lassen, davon, wie etwas oder jemand eben doch in mein Bild, in mein Leben, in mein Jahr passt. Wir können das angstfrei tun, denn Gott wird richten. Gott wird es richten.